

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 7 (1931)
Heft: 2

Artikel: Aufruhr um Gaby [Schluss]
Autor: Heymann, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AUFRUHR UM GABY

ROMAN VON ROBERT HEYMANN

(Schluß)

12

In die tiefe Stille hinein rief Al: «Ihr habt hier mit mein Wort, daß nach Gelingen unseres Planes jeder Mann 8000 Dollar empfängt!»

«Aus welchem Fonds?» fragt ein Muliatt.

Aber diese feindselige Bemerkung geht unter in den Rufen der Zustimmung und Begeisterung dieser Abenteurer, denen es im Grunde ganz gleichgültig war, für wen sie ihr Leben in die Schanze schlugen.

Ohne sich auf weitere Auseinandersetzungen einzulassen, befiehlt Al den Russen Alexander Michailowitsch zu sich.

Niemand beachtet, daß ein Muliatt aus dem Kreis der Zulialeute verschwunden ist.

In der allgemeinen Aufregung, in dem Durcheinander des Aufbruchs hat er sich fortgeschlichen. Er erreicht das Lager des Generals Monaga, das in dieser Nacht an der Lagune von Maracaibo liegt, und verrät den Revolutionären den Plan des Führers.

Monaga schäumt.

Ein halbes Hundert Rebellen fangen Al Riffles und seinen Begleiter im Busch ab. Die Banditen eröffnen zu früh das Feuer. Al begreift sofort, daß er verraten ist. Er wirft sich mit dem Russen in einen Busch, der im Rücken von einer steilen Felswand abgeschlossen wird, also nicht umgangen werden kann.

Das sofort aufgenommene wohlgezielte Feuer der beiden Männer treibt die Angreifer zurück. Sie haben drei Tote und einen Verwundeten.

Die Leute Monagas schließen jetzt den Busch ein, nachdem ein zweiter und dritter Versuch, einzudringen, durch das wohlgezielte Gewehrfeuer Als und Alexander Michailowitschs vereilt wird. Die Rebellen haben bereits ein Dutzend Leute an Toten und Verwundeten eingebüßt. Sie wagen keinen weiteren Angriff.

General Monaga, der inzwischen die Nachricht von dem Kampf erhalten hat, befiehlt, weitere Verluste zu vermeiden.

Der Busch ist unübersichtlich, dichter Urwald. Es gibt nur einen schmalen Weg, über den man die Versteck Al Riffles erreichen kann. Diesen Weg beherrschen die Gewehre der Eingeschlossenen. Es ist unmöglich, den Belagerten ohne schwere Verluste beizukommen, ebenso unmöglich aber ist es für sie, zu entfliehen.

Die Revolution scheint inzwischen zu siegen. In der Nacht haben die Rebellen unter General Urbino, dem Freunde Monagas, Willemstad auf Curaçao überfallen, während ein furchtbarer Brand in den Ölquellen der Riffles-Gesellschaft wütet. Es gelang den Aufrührern, bis zum Arsenal vorzudringen und alle vorhandenen Waffen zu erbeuten. Früh am Morgen griffen sie Vela de Coro, den Hafen der Stadt Coro, an. Die venezolanische Garnison leistete aber heftigen Widerstand und schlug die Revolutionäre zurück.

Inzwischen warteten die Zulialeute auf die Rückkehr ihres Führers. Befehle des Generals Monaga, sich gegen Maracaibo in Bewegung zu setzen, beantwortete sie mit unheilvollem Schweigen.

In der Stadt Maracaibo tobte ein heftiger Straßenkampf. Die Arbeiter der Ölquellen nahmen teils für, teils gegen die neue Regierung Partei, die bereits Proklamation anschlug. Der Putsch schien, als die Hauptmacht der Rebellen sich Maracaibo näherte, zu gelingen.

Inzwischen war die Nachricht von dem Aufstand bereits am Abend vorher nach Caracas gelangt. Der Präsident ergriff sofort umfangreiche Gegenmaßnahmen. Von allen Seiten marschierten Bundes-truppen auf die Provinz Zulia.

Da traf ein Funkspruch ein:

«Al Riffles als Führer bei den Revolutionären!»

Oberst Hadjetlach hatte das Geheimnis seines Freundes in seiner letzten Stunde verraten. — Die Revolutionäre zögerten nicht, diese Unwahrheit in die Welt zu funken.

Gaby erkannte nicht, ebenso wie der Staatspräsident, die wahren Hintergründe dieser Bewegung. Wohl meldeten sich sofort Stimmen, die die Amerikaner als Drahtzieher bezeichneten, aber in diesen unruhigen Ländern Latein-Amerikas brachen so oft Revolutionen aus geringfügigen Ursachen aus, daß die Quelle des Putsches noch nicht klar zu erkennen war.

Sofort nach dem Abtransport von Bundesstruppen aus Caracas stieg ein Flieger auf, um ein Bild über den Umfang der Bewegung in Zulia zu gewinnen.

Gaby sah sich plötzlich in Caracas von allen gemieden.

Al Riffles bei den Aufständischen!

So unbegreiflich die Meldung war, man nahm sie als Tatsache hin. Waren nicht fortgesetzt aus allen Erdteilen die widersprechenden Nachrichten über Al Riffles eingelaufen? Durfte man diesem merkwürdigen und immer unruhigen Geist nicht den Gedanken zutrauen, sich plötzlich ein eigenes Reich schaffen zu wollen? Vielleicht verfolgte er den Plan, die Amerikaner aus dem Lande zu treiben. Was immer seine Beweggründe waren: er war ein Rebell, dem bei der Gefangennahme sofortige Erschießung drohte. —

Hier nun stand Gaby, seine Frau, mitten in der Hauptstadt, von dem Staatspräsidenten stets mit Freundschaft und Achtung behandelt. War sie nicht vielleicht längst in die Pläne Al Riffles eingewiekt?

Sie aber fühlte kaum die feindliche Stimmung, die plötzlich rings um sie entstand. Mit dem Augenblick, wo der Name Al genannt wurde, wo sie endgültig wußte, wo er sich befand, erloschen alle persönlichen Bedenken und alle Wünsche, die bis zu dieser Stunde ihr Herz erfüllt hatten, versanken wie schwarze Träume im Nichts.

Jetzt beherrschte sie nur eine Idee:

Ich muß zu Al!

Ohne zu überlegen, eilt sie zum Startplatz der Flieger. Sie hat gehört, daß Leutnant Romero einen Erkundungsflug unternehmen soll. Er plant, wenn irgend möglich, eine Landung in Zulia, falls er treu gebliebene Bundesstruppen findet.

Romero weigert sich, sie mitzunehmen. Er würde gegen seine Instruktion handeln. Von dem Verdacht, der auf Gaby Riffles ruht, weiß er noch nichts. Er ist Soldat, nur Soldat. Aber wer könnte Gabys bittenden Augen, wer kann diesem roten Mund widerstehen?

Der Leutnant schwankt. Seine dunklen Augen ruhen auf diesem zärtlichen Frauenantlitz. Leutnant Romero ist jung, er hat einen gesunden Sinn für Abenteuer. Und doch! Die Instruktion!

«Mein Vater war Offizier», sagt Gaby atemlos. «Sein Bruder, Major Aldringer, führte eine Staffel im Weltkrieg. Ich bin eine Soldadentochter. Herr Leutnant, Sie dürfen mich nicht abweisen!»

«Aldringer? Major Aldringer? Hatte er einen Sohn? Gustl Aldringer?»

«Ja!» jubelt Gaby. «Gustl!» Wird still. «Gefallen in Polen!»

«Ich habe mit ihm zusammen in Heidelberg studiert, lacht Romero, zeigt sein tadelloses Gebiß. «Schönes, grünes, burggröntes Heidelberg!»

Aber er zögert noch immer.

«Ich bin doch keine Abenteurerin», fährt Gaby fort, während ihn zu Atem kommen zu lassen. «Denken Sie nicht falsch von mir. Ich stehe der Revolution ganz fern. — Es gilt das Leben meines Mannes. — Bitte, Herr Leutnant, bitte!»

Er wird verwirrt.

Da hebt Romero die schöne Frau wortlos ins Flugzeug auf den Beobachtersitz.

Sie faßt mit beiden Händen seine Rechte. Überströmend vor Glück dankt sie.

«Ich bin nicht feige im Sinne einer Frau, Leutnant Romero. Ich kann auch mit Waffen umgehen.»

«Das wird wohl nicht notwendig werden», erwidert er lächelnd. —

Alles ging gut. Sie flogen über das Rebellenlager, aber kurz nach einer Schleife bekam das Flugzeug einen Schuß in den Motor. Die unten hatten aus Willemstad ein Abwehrgeschütz. — Ein schlimmer Zufall. Das Flugzeug geht rasch herunter. Kurz vor der Landung erhält der Führer einen Brustschuß. Das Flugzeug überschlägt sich, der Monteur wird unter den Trümmern begraben.

Gaby hat sich geistesgegenwärtig losgeschnallt. Der Stoß auf die Erde wirft sie in weittem Bogen heraus. Sie fühlt harten Anprall, verliert für Sekunden die Besinnung, aber schon ist sie auf den Beinen. Alle Glieder schmerzen, der Kopf am ärgsten. Sie überwindet die Uebelkeit, die aufsteigt, rennt zurück zum Flugzeug, sieht plötzlich mit Entsetzen eine Flammensäule hochschießen, schmal und heiß und grausam... sie rennt, rennt um ihr Leben und sieht die Menschen nicht, die von dem Flugzeug zurückfließen, bis mehrere Arme sie umfassen, bis rohes Gelächter gegen ihre Stirne brandet.

Sie schaut in das fettige Gesicht eines Ungeheuers. So erscheint ihr dieser Mensch, verdreckt, verkommen, einen wehenden Bart in dem wütsten Gesicht, der Mund gespalten, halb Tier, halb Mensch.

Schon sieht sie sich von bewaffneten Farbigen umgeben.

«Der einzige Ueberlebende», sagt der Kerl mit eisernem Griff. Er hält sie, in der Lederjacke, die Mütze über Stirn und Kinn, für einen Mann.

«Ist er tot? Leutnant Romero... ist er tot?»

«Mausetot», grinst der Farbige. Lächler.

Sie blicken zu dem brennenden Flugzeug hinüber. Gaby will sich losreißen. Der Mensch dreht ihr beinahe das Handgelenk aus.

Jetzt erst findet Gabys verstörter Geist sich in die Wirklichkeit zurück. Sie sieht sich gefangen. In der Gewalt einer Bande, die solchen Schrecken auf sie aussströmt, daß sie beinahe die Besinnung verliert. Ihre Augen werden weit vor Entsetzen. Ihr Mund öffnet sich zu einem Schrei, dieser verrätherische Frauenmund...

Der Kerl starrt sie an.... Blitzschnell greifen seine großen, narbenbedeckten Hände ihr unter die Lederjacke. — Da fliegen die Stoffzettel in alle Windrichtungen. —

«Ein Weib!» heult der Mensch auf, der sie noch immer mit einer Hand mithsam festhält. «Ein Weib! Ein Weib!» Schamlose Hände pressen Schmerzensschreie aus ihrer Kehle. — Schon wirbelt sie durch die Luft, um ihren Körper streiten sich krallende Fäuste, Geschrei, Hiebe, Flüche — —

Da wirft ein baumlanger Mensch die Gruppe auseinander. Eine nicht weniger brutale Faustentreißt Gaby ihren Peinigern, wirft sie in die Knie, verkrampft sich in ihrem kurzen Haar, reißt den Kopf nach hinten.

«Was gibt es?»

Während diese Menschen unlustig berichten, schaut sie in das Gesicht Monagas.

«Spionin?»

Gaby beschwört ihn mit fliegenden Worten. Sie sei Al Riffles Frau. Al soll bei den Rebellen sein. Sie suche ihn. — «Al! Al!» ruft sie laut in Angst und Verzweiflung.

Monaga verschränkt die Arme.

«Al Riffles! Natürlich! Der ist unser General!

Sie sollen ihn sehen, Madam!»

Sie schreit auf vor Glück. Ein irrer Schrei, der wie eine Fahne in der Luft steht.

In der Ferne packen Maschinengewehre. Ein Kerl, Ohr am Boden, brüllt: «Kavallerie!»

Sie rennen. Gaby mit, verständnislos, nichts begreifend, nur von dem einen Gedanken gepeitscht und gestreichelt:

«Gleich bin ich bei Al!»

Nun sitzt sie in einem Lager zwischen Steinen und Wäldern. In weiter Ferne hört man Kanonen. Monaga steht neben ihr.

«Wo ist Al Riffles?» sagt Gaby.

«Soll er hierherkommen?» fragt Monaga.

Ja, sie ist mit allem einverstanden... Nur ihn endlich fühlen, die Hände um sein Gesicht legen!... Und wenn er Räuberhauptmann wäre.

«Schreiben Sie, Madam!» sagt Monaga plötzlich. Hält ihr Papier hin.

«Schreiben Sie!»

Sie nickt. «Was soll ich schreiben?»

Während er nachdenkt, beginnt sie schon: «Al! Ich bin bis hierher gekommen, dich zu sehen. Begreifst du, Al? Ich suche dich, Al! Ich liebe dich!»

Monaga, über ihre Schultern blickend, lächelt. Dann diktiert er:

«Ich bin hier bei deinen Freunden im Lager. — Ich erwarte dich! Hole mich! Deine Gaby.» —

«Immer deine Gaby» — schreibt sie noch schnell darunter, stutzt plötzlich, erwacht aus diesem Rausch sich jagender, sinnloser Aufregungen.

«Aber warum kann ich nicht zu ihm kommen?»

Monaga hat den Brief schon zusammengefaltet.

«Perez!»

Ein Muliatt meldet sich.

«Du weißt. An einen Pfeil binden, ein Indianer soll es in den Busch schießen!»

Der Mann nimmt das Papier. Eilt weg.

Gaby denkt nach. Jetzt erst denkt sie nach! Irrendwie glimmt fahles Misstrauen schrecklich in ihr auf.

Monaga ist fort.

«Ist Al Riffles wirklich euer Führer?» fragt sie einen der Leute.

«Al Riffles? No. Wir führen Krieg mit ihm. Wenn wir ihn fassen, wickeln wir ihn in seine eigenen Gedärme...»

Gaby schaut — ihr Mund zuckt. Die Worte kreisen wie Wölfe... Und schließlich schrillt sie einen Schrei...

«Ihr wollt... mein Brief...»

«Ja. Mit dem Brief locken wir ihn aus seinem Versteck im Busch! Und dann kannst du zusehen, Weib!»

Grauen, Grauen schüttelt Gaby. Wenn Al sich durch ihren Brief verleiten lässt, aus dem Busch zu kommen, ist er verloren!

Sie hat Al verraten!

Ich! Gaby! Ich soll Al seinen Feinden auslfern? Niemals! Kämpfen will ich neben Al und sterben mit ihm, bis zum letzten Blutstropfen ihm die Treue halten!

Al! Al! Al!

Nur einmal noch dein starkes Gesicht sehen! Einmal dir über die Augen streichen, die so furchtlos im Leben gewesen sind! Einmal deinen Mund küssen! Ein einziges Mal!

Ach, Al, niemals habe ich in Wahrheit deine Lippen geküßt!

Irre bin ich gegangen, ein Wahn hat mich geleitet. —

Während Gaby fiebernd überlegt, Al warnen will, tausend Qualen leidet, fliegt aus dem Busch ein großer Stein, machtvolle geschleudert, bis zu den Rebellen. Ein Papier ist herumgewickelt und festgebunden. Gaby will den Brief an sich reißen, aber man kommt ihr zuvor. Monaga ist wieder eingetroffen, er entziffert mit Mühe die mit Bleistift hingekritzten Zeilen:

«Dieser Brief ist nicht von Gaby Riffles! Selbst wenn sie ihn mit eigener Hand geschrieben hat, ist er nicht von Gaby, und ihr werdet mich nicht lebend fangen, weder mich, noch Alexander Michailowitsch! Al!»

Und dann folgt noch ein Ausdruck, einer jener wuchtigen, maßlosen Beschimpfungen, die aus den verkommenen Kneipen Tampicos stammen.

Monaga zerquetscht das Papier in der schmutzigen Faust.

Gaby hat es gelesen und nun steht sie da, Hohn um den kleinen Mund, der nicht so rot ist wie

sonst, aber ein Lächeln auf dem weißen Gesicht, in dem groß und wild die Augen stehen.

Alexander Michailowitsch ist bei Al! Sie fürchtet auch die Geständnisse des Russen nicht mehr, sie hat nicht einmal mehr Zeit, sich über die Zusammenhänge zu wundern, die ihr unbegreiflich scheinen müssten.

Monaga betrachtet sie eine Weile, sein Gesicht überzieht sich mit einer grauen Farbe, seine Augen erinnern an grünes Sumpfwasser.

«Wollen Sie für ihn sterben, Madam?» fragt er plötzlich.

Jähes Erschrecken fliegt über Gabys Züge. Sie kämpft es nieder.

«Jeden Tod!» entgegnet sie, beißt die Zähne zusammen und schwört sich, so mutig zu sterben, wie Al für sie gestorben wäre und sterben wird.

«Gut!» sagt Monaga.

Ruft einige seiner besten Leute mit Gewehren.

«In einer halben Stunde bringt ihr mir den Kopf Al Riffles oder ich stelle euch an die Mauer!»

Die Farbigen machen Einwendungen. Monaga schneidet die Reden mit einer Handbewegung ab.

«Ich gebe euch Deckung. Jetzt könnt ihr an ihn heran!»

Abschits stehend, entwickelt er den Banditen seine Absicht. — Breites Grinsen, kurze Seitenblicke auf Gabys.

Dann senken sich sechs Flintenläufe gegen ihren Leib.

«Vorwärts!» ruft man ihr zu. Ehe sie zur Besinnung kommt, stößt man sie mit den Gewehrkolben vorwärts. Ihr Körper zittert unter Mißhandlungen. Um ihr Bewußtsein flattern wie schwarze Fledermäuse häßliche Beschimpfungen.

Sie schreitet mit ihren ausholenden Schritten vor diesen Burschen her, bis sie sich plötzlich vor dem Hohlweg sieht, der in Al's Versteck führt.

«Weiter!» schreien ihre Peiniger.

Sie tut noch einen Schritt. Jetzt ist sie in dem schmalen Hohlweg — da begreift sie:

Sie wollen sie als lebendes Schild benutzen, sie wollen sie vor Als Gewehr treiben!

Sie steht. Sie geht keinen Schritt weiter!

Wutentbrannt über ihre Weigerung stoßen, schieben und schleppen sie sie mit roher Gewalt tiefer in den Hohlweg hinein, bis sie sich mit Händen und Füßen an Schlingengewächse anklammert, mit Wunden bedeckt, keinen Schritt weiterzubringen. Unempfindlich gegen Stöße, Fausthiebe und Beschimpfungen. Aber die rohe Gewalt ist stärker.

Brutale Arme heben sie hoch, man trägt sie weiter in den Hohlweg hinein, dem Busch entgegen, und hinter ihrem Körper schleichen geduckt die Schützen, das Gewehr im Anschlag.

Al Riffles kann nur undeutlich den Vorgang sehen, er kann nicht genau beobachten, wie sich diese furchtbare Tragödie vollzieht.

Da sagt Alexander Michailowitsch: «Es ist Gaby!»

Al zuckt wie unter einem unerträglichen körperlichen Schmerz: Gaby. Seine Frau! Gaby, die Geliebte, die trotz aller Mißverständnisse Angebetete, die nie Vergessen! Al sieht sie, das Kleid in Fetzen, langsam herankommen, mehr einer Vision ähnlich als einer Lebenden, sieht plötzlich hinter ihr diese verdammten Mischlinge, hebt instinktiv blitzschnell das Gewehr und läßt es wieder sinken.

Alexander Michailowitsch reicht ihm die Hand.

«Noch ist es nicht so weit!» wehrt Al ab, sein Hirn zermauternd, wie er den Verfolgern beikommen, wie er Gaby retten kann.

Tolle Gedanken funkeln durcheinander. Feuerbrände wirbeln im Kopf.

Verrat? Gabys Verrat? Kriegslist? Wahnsinn? Täuschung?

Auf Gaby schießen? Sich lebend fangen lassen? Zusammen mit Gaby?

Da tönt laut und schallend Gabys helle silberne Stimme:

«Al! Al! Schieße, Al! Gib Feuer! Hinter mir sind die Verdammten! Keine Schonung für mich! Keine Feigheit, Al! Kein Zurückweichen! Al, gib Feuer! Al Al! Schieße! Schieße!»

Vor Als Augen dreht sich die Welt. Den Finger am Abzug steht er, selbst vom Wahnsinn umkrafft, sieht Blut vor den Augen, weiß nicht mehr, ob er das Opfer von Fieber und Einbildung ist. Und Gabys Stimme! Nein, da gibt es keinen Zweifel!

Das ist Gaby! Gaby als lebender Schild für diese Banditen! Unmöglich, einen zu treffen, ohne Gaby zu töten! Schießen auf Gabys für ihn geheiligten Leib?

Sekundenlang schaut er in das verfallene Gesicht Alexander Michailowitschs. Sieht nur seine Augen. Alle Weichheit ist daraus fortgewichen, Tartarenblut glüht aus ihnen. Plötzlich, mit der Geschwindigkeit übermenschlichen Zornes, schnellt Alexander Michailowitsch aus dem Busch, mit großen Sprüngen Gaby entgegen, ihnen die lebende Beute zu entreißen, mit dem eigenen Körper zu decken, Al das Schußfeld freimachend. —

Mitten im Sprung trifft ihn die tödliche Kugel. Aber vom Todeskampf schon erfaßt, rollt er über Gaby hin, sein Blut rieselt über sie. Mit letztem Bewußtsein umfaßt er ihren Leib, ohne Kraft, nur mit dem Gewicht seines Körpers reißt er sie mit sich zur Erde.

Das Schußfeld ist frei.

Al Riffles mächtige Gestalt steht vor dem Busch. Sein Gewehr spricht. Die Männer, die Gaby umklammert hielten, stürzen.

Sie hebt die Arme, ein zerbrochenes Lachen erschüttert ihren Körper, sie reißt sich hoch, schwankt ihm entgegen, sie taumelt in seine Arme.

«Al!» stammelt sie schluchzend, sucht mit letzter Kraft ihn zu umklammern, mit ihrem Körper zu schützen, da knallt wie ein Peitschenhieb ein letzter Schuß. Al hat die Hände um Gaby Gesicht gelegt, jetzt gleiten sie schwer und mühsam ab, er versucht, sich zu halten, sein Lächeln liebkost sie noch, dann fällt er vornüber, schwer wie ein gefällter Baum. Gaby wirft sich über ihn wie eine Mutter über ihr Kind, wie die Geliebte über den Geliebten, sie hebt seinen Kopf aus dem Gewirr des Urwaldbodens, sie bettet sein Gesicht an ihre Wangen:

«Al! Al! Ich liebe dich! Ich liebe dich!»

Al öffnet die Augen, durch den Schleier der herabsinkenden Bewußtlosigkeit schaut er sie noch einmal an:

«Das ist gut, Gaby! Das ist gut!»

Dann sinkt er zurück, dann gleitet Gaby in endlose Abgründe, die Welt stürzt über ihr zusammen mit einem furchtbaren Krachen, Geschrei und Gebrüll der untergehenden Menschheit tönt auf wie das letzte Infernale...

Was ihr Ohr aber aufnimmt, ist nur das Geschrei der überfallenen Rebellen. Die Zulialeute sind, von wilden Befürchtungen über das Schicksal ihres Führers erfaßt, über das Lager Monagas hergefallen. Die Bundesstruppen, in Eilmärschen herangerückt, folgen den Zulialeuten auf den Füßen.

Die Ueberraschten kommen kaum dazu, Widerstand zu leisten. —

Eine Stunde später ist die Rebellion erloschen, zeugen nur Tote und Verwundete von diesem Feldzug von Räubern, Getäuschten und Spekulanten.

General Monaga und sein Bundesgenosse sind gefangen genommen. Sie werden auf der Stelle standrechtlich erschossen.

Dann ist alles wieder wie es war, die Revolution ist vergessen. Die Menschen sprechen kaum mehr davon, es war eine Episode, Washington beglückwünscht den Präsidenten zu der raschen Niederwerfung der Rebellen.

Nur Al Riffles Schicksal hält die ganze Welt in Atem.

Der Oelkönig lebt! Die Verwundung war nicht schwer, schnell und unerwartet wie immer in seinem ereignisreichen Leben, taucht Al aus der Katastrophenempfang an Licht.

Er liegt in einer Ambulanz, es ist keine Gefahr. Die Aerzte haben sich zurückgezogen, draußen wartet das große Auto Gabys, den Verwundeten aufzunehmen. Morgen, übermorgen wird er wieder unter seinen Feinden und Freunden erscheinen, der Kampf um das Oel, der nie enden wird, nie enden kann, der einmal die Welt in Schrecken und ungezählte Menschen in dunkle Trauer hüllen wird, wird weitergehen.

Jetzt aber ist noch Frieden.

Al hält Gabys Gesicht in seinen starken Händen, ihre Arme liegen sehnstüchtig an seinem Körper.

«Du bist stark und groß, Al», sagt Gaby, «und du wirst noch viel Petroleum besitzen, denn du bist ein Eroberer. Du fühlst Oel, ehe die Erde es sich entziehen läßt. — Warum hast du nicht gefühlt, daß ich dich geliebt habe, daß alles andere Wahnsinn war? Warum hast du diese meine Liebe nicht mit deinen starken Händen mir selbst entrissen?»

«Weil Liebe nicht gleich Oel ist», erwidert Al und leuchtet vor Stolz und Glück. «Aber halten will ich deine Liebe jetzt, Gaby, halten will ich sie, alle Tage will ich von neuem um sie werben, so wie ich jetzt kämpfen werde um Oel — um Oel, das Symbol der Macht!»

Beim

Wintersport

**NIVEA
CREME**

Und zwar vorher einreiben, bevor Sie in die rauhe Luft hinausgehen.

Nivea-Creme dringt vollkommen in die Haut ein, ohne einen Glanz zu hinterlassen. Sie kräftigt und belebt die Haut und macht sie widerstandsfähig gegen Wind und Wetter. Nivea-Creme verhindert, dass die Haut rissig und spröde wird.

Reiben Sie auch allabendlich vor dem Schlafengehen Gesicht und Hände gründlich mit Nivea-Creme ein. Mit Freuden können Sie dann immer wieder feststellen, wie weich und geschmeidig Ihre Haut sich anfühlt, u. wie gesund, wie jugendlich Sie aussehen.

Keine andere Hautcreme – mag ihr auch viel nachgerühmt werden – kann Nivea-Creme ersetzen, denn nur sie enthält das hautpflegende Eucerit.

Nivea-Creme in Dosen
50 cts. bis
Fr. 2.40
in Tuben
Fr. 1.-
und 1.50

Nivea-Creme:
Grösste Wirkung,
geringste Kosten!

PILOT A.-G., BASEL

(Fortsetzung von Seite 44)

Mannes; den hinderten die Blutstropfen, die von seinen Wangen rannen, nicht. «Aimée, meine Aimée», flüsterte er nur immer wieder, und ihr Haß, Ekel und Abscheu vor dem, der sie da bändigen wollte, wuchsen ins Unermeßliche.

*

Ein paar Wochen später lag Aimée, in goldgewirktem Kimono, auf den seidenen Polstern ihres Salons, Weihrauch brannte in einer dunklen Schale, betäubenden Duft verströmend, und Prinz Krasenoff saß zu den Füßen der Geliebten. Horace de Chateauroux aber, der beste Advokat des Landes, hiefelt sich in respektvoller Entfernung.

«Horace», lächelte Prinz Krasenoff, «es gibt Neues für Sie zu tun. Gestern hat man mir das Schloß zu St. Nazaire zum Kauf angeboten, sagen Sie dem Vermittler, ich wolle es nehmen, doch nicht für mich, sondern für Aimée.»

Horace de Chateauroux verbeugte sich, während der Prinz sich erhob.

«Und nun darf ich Sie wohl bitten, der Demoiselle noch ein wenig Gesellschaft zu leisten, indem ich die Briefe abfertige, die für die Zarin bestimmt sind.»

Ein heißer Kuß brannte auf Aimées Lippen. Nicht minder glühend gab sie ihn zurück.

«Ach Horace», sagte sie, als sich die Tür hinter dem Prinzen geschlossen hatte, «was war ich doch für ein törichtes Kind, Wladimir anfänglich derart zu hassen. Er ist ja der Beste aller Männer und ich liebe ihn grenzenlos.»

Der Advokat nahm eines der Bonbons, das ihm Aimée mit zierlicher Grazie darbot.

«Die Liebe», meinte er, und es verschleierte sich der Blick seiner Augen, «die Liebe an sich ist bereits sehr, sehr schön. Man braucht gar nicht an den oder an die zu denken, nur an sie selber. Eros ist mehr als alles andere. Vor ihm werden Erfolg, Ruhm, Macht zu nichts. Und Sie, herrlichste Aimée — — »

Die Finger Aimées zitterten heftig. «Horace», erwiderte sie, sichtlich ein wenig böse, «warum fangen Sie schon wieder an? Sie wissen, der Prinz nennt mich scherhaftweise bisweilen „Krasenowska“ und nur das, hören Sie, nur das allein will ich sein.»

Horace de Chateauroux fiel auf seine Knie.

«Aber ich dürste nach Ihnen nicht minder, Aimée, nicht weniger als er!»

*

Prinz Krasenoff liebte Gesellschaften nun mehr denn je. Ganz hatte er sich Paris verschrieben, niemals gedachte er mehr in die Unwirlichkeit Rußlands zurückzukehren. Eine kleine Bühne errichtete er in einem der Säle seines Palais, bat die Brüder Edmonde und Françoise de Gide, ihre bekannte Erfahrung auf dem Gebiete der Schauspielkunst ihm zu leihen, damit seine Vorführungen würdig denen des französischen Hofes verglichen werden könnten. Die beiden Granden schlugen vor, der Prinz möchte Aimée selber in einem Festspiel mitwirken lassen, denn ihre Schönheit überstrahle die aller anderen Aktrizinnen noch unermäßlich.

Erst zögerte der Prinz ein wenig, denn er dachte, daß Aimée wohl bisweilen von ihren Partnern,



Buddhistisches Heiligtum in Dardschiling.

Die weißen Fahnen sind mit frommen Sprüchen bedruckt, die nach Auffassung der Tibetaner im Winde flatternd für sie beten

wenn auch in allen Ehren, berührt werden müsse, doch dann sagte er zu. Den kleinen, ungefährlichen Knaben Bibi aus Amiens suchte er als ihren Gegenspieler aus. Der war ja halb ein Kind noch, von dieser Seite drohte keine Gefahr.

Prinz Krasenoff lächelte, da er seine Vorsorge um Aimée überdachte. Tat er da nicht überhaupt Unrechtes. Aimée liebte ihn ja über alles, hatte es ihm freiwillig gesagt, — wenn eine Frau seiner Heimat so sprach, dann durfte der Mann sie ruhig mit all seinen Freunden und Feinden allein lassen, — weshalb sollte in Frankreich es anders sein?

Aimée war eine jener kostbaren Blumen, die nur die Abgeschiedenheit des stillen Landes wachsen ließ, ihre Liebe verband sich mit der reinsten Keuschheit ihres Herzens, ihre Schönheit ließ alle anderen Frauen erbleichen — und für das Glück, das sie zu spenden vermochte, wollte Krasenoff jegliches hingeben, was er besaß.

Als sich der ganze Hof versammelt hatte und Aimée auf der Bühne erschien, im Strahlenglanz flimmernder Brillanten, Rubine und Smaragden, da konnten sich selbst der Marquis von Aubinjac und sein Nachbar, der weitergebräunte Jan Declosse, ja nicht einmal der sonst stets nur von Spott tiefende Lazarus Platoque enthalten, rückhaltslos Lob ihr zu spenden, die wahrhaft eine Gottheit begnadet zu haben schien.

Im Triumph holten sie Aimé von der Bühne, waren sich vor ihr zu Boden, damit ihr zarter Fuß über sie hinwegschreite und Aimée gefiel dieses Spiel so, daß sie ausführte, was jene wohl nur im Überchwang ihres Gefühls gesprochen. Lächelnd stieg

sie über die drei Granden in ihren reichbestickten Gewändern, geführt von den Brüdern de Gide, während Bibi ihre Schleife trug, gleich einem Hündchen überall hin seine Herrin begleitend.

Aimé jedoch schien sie alle nicht zu bemerken, ergriff nicht einmal den Strauß blühender Rosen, den Horace ihr devot zu überreichen gedachte, sondern sank vor den Augen des Königs, der Dubarry, Choiseuls, Aiguillons und des übrigens Hofes in Prinz Krasenoffs Arme, heiß ihm ins Ohr wispernd:

«Ich liebe nur dich.»

*

Die diplomatisch-politischen Beziehungen zwischen Russland und Frankreich gestalteten sich von Tag zu Tag freundlicher, so wie die Liebe Krasenoffs zu Aimé ständig noch wuchs. In seinem schier überirdischen Glück traf ihm nur ein Schmerz: daß die Zarin wünschte, der Prinz möchte auch die Stellung Englands zu seinem östlichen Rivalen erkunden. Das gab dem Prinzen Arbeit und machte oft längere Abwesenheit von seinem Schlosse nötig, da er die englischen Funktionäre meist nicht in Paris selber, sondern nur in Versailles oder gar in Le Havre zu treffen vermochte.

Mit rührrendster Vorsorglichkeit mühete sich Prinz Krasenoff nun, die Zeit seiner Abwesenheit von daheim Aimée keine Langeweile empfinden zu lassen. Er bat für diese Tage alle seine Freunde ins Schloß, ließ Tafeln und Feste arrangieren wie sonst, nur damit seine geliebte Aimée nicht etwa traurig würde und in Melancholie verfiel.

Aimée aber, die anfanglich die Herren und Damen des Adels nicht einmal sehen mochte, wenn Prinz Krasenoff nicht bei ihr weile, gewöhnte sich allmählich an ihre neue Rolle und wuchs über ihr bisheriges Sein, über die kleine, ergebene Geliebte hinäus zur Dame der Welt.

Sie war es nun, die einlud oder das Kommen verbat, sie residierte und nahm mit Bedacht die Huldigungen der Männer entgegen.

«Paris», sagte eines Tages der griesgrämige Choiseul zum Grafen von Aiguillon, «ist eine verdammte Kapplerin, und Aimée scheint keine beliebige Aimée mehr zu sein, sondern die echte Französigin bricht durch sie durch.»

Ein alter Inder, Karamurti mit Namen, der in Krasenoffs Diensten stand und den Gästen Wein anzubieten pflegte, hörte die Worte und meldete sie seinem Herrn.

Prinz Krasenoff blieb ruhig, keine Miene veränderte sich in seinem ernsten Gesicht. Zu Karamurti aber sagte er: «Du kannst Aimée auf deine Weise beobachten, jetzt schon und vor allem während ich nach London reise. Dein Kopf steht auf dem Spiel. Irrst du, liegt er zu deinen Füßen.»

Die Arme vor der Brust gekreuzt, tief sich verbeugend, schritt Karamurti ruhig zur Tür.

Er wußte: Inder irrten nie.

*

Sechzehn Wochen blieb Prinz Krasenoff von Paris fern, so lange währrten die Reise nach England und der Aufenthalt in London selbst. An Aimées Seite waltete als Hausschall Karamurti, der Indianer, geliebt von seiner Herrin wegen seiner Ver-

schwiegenheit und des feinen Taks, der ihm innewohnte. Keiner aus des Prinzen Gefolge, dünkt es Aimée, verstand so das Wesen einer liebervollen Frauenseele, wie dieser Mensch aus dem fernen Osten, der jeden Wunsch ihrer Augen erfüllte und nie ermüdete, seiner Gebieterin stets neue Freuden zu bereiten, um ihr die Zeit der Einsamkeit zu verkürzen.

Karamurti war sein Kopf lieb und er lud mit weissem Bedacht ins Haus, von wem er erkannte, daß seiner Herrin Augen wohlgefällig auf den Granden Gestalt geruh, ihre Hand länger in der des Kavaliere gelegen als sonst üblich, ihr Mund verführerischer gelächelt denn gewöhnlich. Er stimmte die Beleuchtung der Zimmer auf dunkle Töne ab, handierte mit erlesenstem Rauchwerk, sparte nicht mit kostbarsten Weinen und ließ seidene Pfühle aufbauen, wo immer es anging.

Aimée aber nützte ihre Macht. Bei ihren Festen sahen sich die gefeiersten Kavalire lieber zu Gast als bei Hofe, nächtelang promenierten sie vor den Fenstern ihres Schlaggemachs, duellierten sich miteinander, weil einer dem andern nicht über den Weg traute. Madame Dubarrys großes Vorbild gewann in Aimée Gestalt und der Reiz des Geheimnisvollen, der selige Sang ihres Körpers lockten zur großen, alle Schranken sprengenden Tat.

«Je t'aime» — «Je t'aime» — «Je t'aime» — hauchte Tag um Tag ein Chor bacchantisch verzückter Granden in ihr Ohr.

Weshalb sollte sie nicht auch lieben? Ach, ihr Herz war der Gefühle übervoll und jedem vermochte sie mehr zu geben, als er jemals auch nur zu träumen gewagt.

Und der Prinz?

Wie er sie inst genommen, nahm er nun vielleicht eine andere, ein English girl zu sich — schien dies nicht möglich, wahrscheinlich sogar?

Aimée fragte es geradewegs Karamurti, — der sagte nicht ja, aber er sagte auch nicht nein, und so blieb diesen Abend Horace de Chateauroux bei ihr und verließ erst wieder das Schloß, als bereits helle Sonne durch die Gemächer flutete.

*

Endlich, da der Geschäfte schleppender Gang nun doch sein Ziel erreichte, konnte Prinz Krasenoff von London wieder aufbrechen. In königlicher Schaluppe fuhr er nach Le Havre, einen Eilboten sandte er von dort zu Aimée, — er komme — solle er künden, in wenigen Tagen schon, beinahe verzehrt von glühendster Sehnsucht nach ihr, der einzige Geliebte.

Dann reiste er selber drauflos im Sechsgespann, vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend. Schon sah er Paris aus dem Nebel des Horizonts auftauchen, als ein einzelner Reiter ihm entgegenkam, den Kopf von einem kleinen, grünen Turban bedeckt — Karamurti.

Die Geschichte erzählte sich rasch, der Inder hatte seinen Kopf nicht verwirkt. Kreidebleich saß Krasenoff in seinem Wagen. Seine Lippen zuckten, seine Augen schossen Blitze.

«Empfängt Aimée meinen Boten?»

«Nein. Ich fertigte ihn selber ab.»

Krasenoff nickte. «Dann will ich heimlich in mein Schloß zurückkehren und sie belauschen wie ehemalig. Nur meinen eigenen Augen traue ich.»

Er verließ den Wagen, nahm eines der Pferde und ritt mit Karamurti zur Stadt. Bei einem Trödler erstand er für sich alte Kleider. So brachte ihm der Inder scheltend, puffend und fluchend durch die Küche ins Haus, als ob er ein fauler Knecht wäre.

In einer Ecke von Aimées und des Prinzen Schlaggemach stand der Harnisch eines Ritters. Den bestieg durch sieben Nächte Prinz Krasenoff.

Auch achtten verließ er wieder das Haus, kehrte zu seiner Kalesche, die in einem der Vororte gewartet hatte, zurück und fuhr im Triumph in die Stadt.

Aimée erwartete ihn und sank an den Stufen der Freitreppe in seine Arme. Sie weinte und Prinz Krasenoff küßte ihre rehbraunen Augen.

Es war alles so, wie früher einmal.

*

In seiner Bibliothek saß Prinz Krasenoff und der Inder hockte ihm gegenüber.

«Deine Pläne», meinte der Prinz, «sind die eines Teufels, aber sie finden meine Billigung. Gott ist mein Zeuge, ich vollziehe gerechtes Gericht. An ihr und an den anderen.»

Dann ließ er Einladungen ergehen an sieben Herren; Horace de Chateauroux, der Advokat, Marquis

von Aubinjac, der Charmeur, die Brüder de Gide, die Leiter seiner Liebhaberbühne, Bibi, der Partner Aimées, Jan Declosse, der Sportler aus Lyon, der Spötter Platoque erhielten die parfümierten Billette, die sie in Aimées Namen zu festlicher Tafel in deren Schloß St. Nazaire an den Ufern der Loire luden.

Aimée und Prinz Krasenoff fuhren dem lustvollen Zug der anderen voraus, kamen einen Tag früher in ihr Heim. Am nächsten Abend erschienen die Gäste. Prinz Krasenoff begrüßte sie.

«Die Besonderheit dieses Mahls», lächelte er, «mag die kleinen Überraschungen, die ich mir hiefür ausgedacht habe, entschuldigen. Aimée, meine einziggeliebte Aimée soll wie stets in der letzten Zeit ihre Gäste präsidiieren. Mir aber gestatten sie, erst nach der Tafel zum Dessert zu erscheinen.»

«Er ist ein Russe», raunte Edmonde de Gide Horace zu, «man darf dies nie vergessen.»

Und die sieben traten in den Speisesaal.

Ein länglicher Tisch, bereits mit den kostbarsten Gerichten besetzt, erwarte sie. Hinter jedem der Sessel stand ein Diener in russischer Tracht. Vor dem Präsidium der Tafel aber bauschte sich ein Vorhang. Aimée, erkannten die Gäste, verbarg sich noch vor den Kavalieren.

Die sieben nahmen Platz, die Diener schenkten Wein. «Bon appetit», wünschte der Prinz und zog sich zurück. Im gleichen Augenblitc löschten die Kerzen der Kandelaber bis auf wenige. Gespenstisches Dunkel überflutete den Raum. Abermals verstrichen einige Minuten. Dann klatschte jemand in die Hände, der Vorhang vor dem Sitze Aimées rauschte zur Seite, sie saß da, hielt ein Glas in der erhobenen Rechten, ihren Körper bedeckte jenes Kleid von Diamanten, Perlen und Smaragden, das sie einst auf dem Theater getragen. Starr sah sie den Gästen ins Gesicht und rührte sich nicht.

Horace, der ihr am nächsten saß, schrie plötzlich auf. In ihrem Herzen steckte ein Dolch», und Bibi fiel ein: «Blut klebt an ihrem Gewand!»

Der sieben bemächtigte sich gräßliche Angst. Sie wollten aufspringen, zu der Ermordeten hineilen oder fliehen. Aber die Diener hinter ihren Sitzen hatten jetzt statt der Weinkaraffen blitzende Messer in der Hand.

«Sitzt bleiben», donnerten ihre Stimmen schauerlich durch den Raum, «sitzt bleiben und weiter tafeln! Anstoßen mit Aimée, der geliebten Aimée!»

Kalter Schweiß brach aus den Poren der sieben. Noch einmal versuchten sie von ihren Sitzen loszukommen, doch als die drohenden Schneiden sie anzückten, fielen sie auf ihre Sessel zurück.

«Lachen!» erscholl ein neues Kommando, «lachen, singen und schwatzen!»

Die sieben würgten heisere Laute aus ihren dorrenden Kehlen. Aufgerissen hafteten ihre Augen an der Leiche dieser schönen Frau, die sie vor wenigen Tagen noch in ihren Armen gehalten, gehertzt und geküßt hatten, und ihr Blut stockte. Denn die Tote schien sich nun mit neuem Leben zu erfüllen, es war, als ob sie die eine Hand etwas höher, nicht viel, aber doch ein wenig, und ihre Augen, richteten sie sich nicht eben jetzt gerade Platoque vorwurfsvoll ins Gesicht? Ihr Mund, so schön einst, grinste nur nicht satanisch zu Declosse?

Zweifellos, ihre Starrheit löste sich, ihr Körper hob und senkte sich, Edmonde de Gide schrie auf, ihm war, als bewege sie sich geradewegs auf ihn zu, da hielt ihn der Bruder zurück. «Bist du verrückt?» rief er, doch schon traute auch er selber sich nicht mehr, — wenn man sich nur überzeugen könnte —, sie anrühren, doch die verdammten Diener standen stets hinter einem.

«Trinken, anstoßen, Aimée lebe hoch!» befahlen ihre Stimmen. Schon warf sich Bibi weinend zu Boden, bis ihn ein Russe wieder hochriß, Declosse lachte gellend laut auf, der Marquis von Aubinjac zerschlug ein Weingeschloß an seinem eigenen Kopfe, da erschien Krasenoff an der Schwelle, in jeder Hand einen Degen.

Die sieben wollten ihm entgegen. «Hund, Mörder, Schuft!» gelte es.

Krasenoff lächelte.

«Meine verehrten Freunde, ich weiß nicht, wer das Gastrecht von uns beiden verletzte, doch — tanzen Sie jetzt, bitte, Aimée würde es sicher sehr belustigen, die Herren miteinander tanzen zu sehen. Darum umschlingen Sie sich bitte, und tanzen Sie!»

Mißklangeiche Musik erscholl, Pfeifen quietschten, Pauken wirbelten, Flöten wimmernden. Die Diener zuckten die Messer, Krasenoff versperrte mit seinen beiden Degen die Tür.

Die sieben aber tanzten, wir vom Wein und von gräßlichster Todesangst gefoltert. Jedem war, als ob er die tote Aimée selber in seinen Armen hielte, als ob ihre eiskalten Hände klappernd um seine Schultern sich legten.

Zeit verging, niemand wußte, wie viel.

Endlich setzte der Prinz die Waffen.

«Genug», rief er.

Da fielen die Vorhänge vor Aimée zu, die letzten Lichter erloschen, grauer Morgen dämmerte ins Gemach.

Die sieben waren matt und stumm auf ihre Plätze zurückgekehrt und starnten nach dem verhüllten achten Sitz.

Keiner ahnte mehr, wer und wo er war.

Ein wenig später schoß Karamurti einen großen Käfig in den Speisesaal. Er war geräumig genug, daß ein Mensch darin stehen und sogar ein paar Schritte auf und ab zu gehen vermochte. Hinter den Gittern saß Aimée.

Krasenoff deutete zu den sieben Irren. «Hier», sagte er, «seht ihr eure Aimée, ich habe sie nicht getötet, mein Diener hat bloß ein Wächtsbild angefertigt nach ihrer Gestalt. Ich bin also nicht so grausam, als ihr denkt, Freunde.»

Doch keine Antwort wurde ihm. Da wandte er sich an Aimée.

«Du erkennst, meine Liebe, daß man diesen Leuten kaum mehr helfen kann. Sie haben durch dich ihr Leben verspielt. Betrachte sie genau und vergiß nie: so unermäßlich Prinz Krasenoff dich geliebt, so unermäßlich haßte er jene, mit denen du ihn betrogst. Dir aber verzeihst er, denn du bist ein Weib.»

Wimmernd stürzte Aimée in ihrem Käfig zu Boden; Prinz Krasenoff verließ, ohne sich noch einmal umzuwenden, das Zimmer.

Als Aimée wieder erwachte, fuhr sie in einem Wagen über eine staubige Landstraße. Die alte Babette saß an ihrer Seite.

«Wohin?» fragte sie matt.

«Nach Hause», tröstete das Mütterchen.

*

Prinz Krasenoff kehrte nach Paris nicht mehr zurück. Vergeblich erwarteten ihn der König und seine Getreuen beim nächsten festlichen Empfang. Als Graf Aiguillon im Schloß zu St. Nazaire Nachschau halten wollte, teilte ihm ein Bauer mit, daß der fremde Herr schon vor einigen Tagen mit sämtlichen Dienern und viel Gepäck abgereist wäre. Vielleicht wußte Monsieur Derbille, der Direktor des Irrenhauses, Näheres, denn dieser sei noch einige Male im Schloß gewesen, nachdem der Prinz es bereits verlassen.

So wandte der Graf sich an Derbille. Der zuckte die Achseln.

Als man ihn, berichtete er, ins Schloß geholt, wäre der Prinz bereits fort gewesen. Doch hätten sich sieben Personen im Speisesaal befinden, die sämtlich von schwerstem Irrsinn befallen waren. Diese hätte er hieher in die Anstalt gebracht. Wenn der Herr Graf sie zu sehen wünsche —

Und er führte den Grafen in die größte Zelle. Da saßen die sieben Gäste des Prinzen Krasenoff um einen länglichen Tisch, rührten sich nicht, seufzten nicht, lachten nicht, sondern blickten nur stumm nach dem oberen Ende der Tafel, dem achten Stuhl, der leer war.

Graf von Aiguillon erkannte sie alle. Er versuchte sie anzurufen, doch keiner von ihnen gab Antwort.

Da erschauerte er und kehrte so rasch als möglich nach Paris zurück.

*

Einundzwanzig Jahre sind seither vergangen. König Louis XV. ist schon lange tot und sein Enkel, Louis XVI., hat die schöne Marie Antoinette zur Gemahlin erküsst. In Rußland herrscht zwar noch die mächtige Katharina, aber von Frankreich will sie nichts mehr wissen, seit Prinz Krasenoff von dort an ihren Hof heimgekehrt, um bald darnach sich in ein Kloster zurückzuziehen.

Den Besuchern des Irrenhauses von St. Nazaire zeigt man noch immer die sieben seltsamen Gäste. Niemand weiß mehr ihre Namen, niemand erinnert sich noch, wie sie hierherkamen. Sie sind da und warten auf ihren Tod.

Bürger und Adelige besehen sie gerne. Und während bereits in den Vororten von Paris die Revolution gärt und der Königsthron zu wanken beginnt, sitzen die sieben noch immer um den gleichen Tisch, essen kaum, trinken kaum und starren voll furchtbaren Entsetzens auf den leeren achten Stuhl.